

LINDE APEL

Glänzendes Gedenken

Zur Erfolgsgeschichte der »Stolpersteine«¹

Neulich hatte ich Besuch von Leo Arbel und seiner Frau Lea. Das Paar lebt in Israel. Als ich vor einigen Jahren dort Interviews mit Jeckes, Juden mit deutschen Wurzeln, führte, hatte ich sie kennengelernt und mich mit ihnen angefreundet. Der 1931 in Hamburg geborene Leo Arbel war einer meiner Gesprächspartner gewesen. Seine Mutter hatte in den Jahren 1938/1939 ihrem Mann, ihm und seiner Schwester die Emigration nach Uruguay ermöglicht. Sie selbst blieb zurück, wurde 1941 nach Riga deportiert und ermordet. Leo hatte seine Vergangenheit eigentlich hinter sich gelassen. Erst meine Nachfragen zur Lebensgeschichte seiner Eltern machten ihm klar, wie wenig er über sie wusste. Als ich eine biografische Skizze über ihn veröffentlichte und sie ihm schickte, war er begeistert, ließ sie für seine Kinder ins Hebräische übersetzen und begann selbst zu recherchieren.² Aber er war auch sehr irritiert, hatte er doch erst von mir erfahren, dass jemand für seine Mutter einen Stolperstein verlegt hatte. Bis dahin hatte er überhaupt nicht gewusst, was Stolpersteine sind.

Provokation oder Mainstream?

Im Folgenden geht es darum, die Stolpersteine als aktuell bevorzugte Form der Erinnerungszeichen zu diskutieren, ihre Vor- und Nachteile miteinander abzuwägen und zu überlegen, was sie über den gegenwärtigen Umgang mit dem »moralischen Erbe des ›Dritten Reiches«³ aussagen. Die Stolpersteine gehen auf den 1947 geborenen Künstler Gunter Demnig zurück. 1990 begann er, sich mit der Verfolgung der Sinti und Roma im Nationalsozialismus zu beschäftigen und eine geeignete Erinnerungsform zu suchen. Im Verlauf der Jahre gestaltete er viereckige Messingplättchen in der Größe eines kleinen Pflastersteins, in die er Namen, Geburts- und Todesdaten der Deportierten einprägte. 1995 begann er,

- 1 Bei diesem Text handelt es sich um die Weiterführung eines englischsprachigen Aufsatzes, der 2013 in der Zeitschrift *Rethinking History* (vol. 18, no. 2) unter dem Titel *Stumbling Blocks in Germany* erschienen ist.
- 2 Linde Apel, »Ich mache alles alleine.« Leo Arbel, Hamburger, Latino, Israeli, in: dies./ Klaus David/ Stefanie Schüler-Springorum (Hrsg.), *Aus Hamburg in alle Welt. Lebensgeschichten jüdischer Verfolgter in der Werkstatt der Erinnerung*, Hamburg 2011, S. 18-31.
- 3 Axel Schildt, *Fünf Möglichkeiten, die Geschichte der Bundesrepublik zu erzählen*, in: *Blätter für deutsche und internationale Politik* 10 (1999) S. 1234-1244, neu abgedruckt in diesem Band, S. 15-26, hier S. 21.

sie am letzten bekannten Wohnort der Ermordeten in den Gehweg einzulegen. Dort liegen sie auf einer Ebene mit dem Straßenpflaster, tatsächlich über sie stolpern kann man bekanntlich nicht. Heute lassen sich in Deutschland und anderen europäischen Städten über 50.000 Stolpersteine entdecken, die an im Nationalsozialismus verfolgte Personen erinnern.⁴ Wurden anfangs nur Personen mit einem Stolperstein bedacht, die ermordet worden waren, werden sie nun auch für Überlebende verlegt. In einer Rede im Rathaus am 28. August 2007 bezeichnete der damalige Bürgermeister Hamburgs, Ole von Beust, der Stolpersteine für die Geschwister seines jüdischen Großvaters finanziert hatte, das Projekt von Gunter Demnig als »größte Bürgerinitiative der Welt«. Während der Künstler die Stolpersteine anfertigen lässt und meist persönlich verlegt, kann jeder dafür eine Patenschaft erwerben. Kostenpunkt derzeit: 120 Euro.

Anfangs, als Demnig die Stolpersteine noch gegen den Wunsch von Anwohnern und Hausbesitzern verlegte, wurde diese Form des Gedenkens intensiv debattiert. Häufige Einwände lauteten, sie würden eine Gefahr für die Sicherheit von Fußgängern darstellen oder die Aufmerksamkeit von Neo-Nazis erregen. Solche Gegenstimmen sind nur noch selten zu hören, stattdessen werden die Einweihungen von Stolpersteinen in den Medien mit viel Wohlwollen begleitet. Zur Zeit muss die Stadt München als das störrisch und unzeitgemäß geltende Gegenbeispiel herhalten, da sie sich die Position der ehemaligen Vorsitzenden des Zentralrats der Juden, Charlotte Knobloch, (und anderer) zu eigen gemacht hat, nachdem Gedenken, das mit Füßen getreten werden könne, würdelos und unbedingt zu vermeiden sei. Hartnäckig eine Minderheitenposition vertretend, untersagt die Stadt die Verlegung von Stolpersteinen auf öffentlichem Grund seit Jahren und gegen immer stärker werdende Kritik.⁵ Auch wenn die Veranstaltungen zur Verlegung von Stolpersteinen, die Stolpersteine selbst und die Personen, die sich dafür einsetzen, nicht nur in Ostdeutschland gelegentlich rechtsradikalen Angriffen ausgesetzt sind, rufen sie mehrheitlich keine Kontroverse mehr hervor und ein breiter gesellschaftlicher Konsens bewertet sie positiv. Dies hat auch mit dem partizipatorischen Aspekt des laut Wikipedia »größten dezentralen Mahnmals« zu tun. Jeder kann sich beteiligen, jeder kann sich anregert fühlen, zu recherchieren, ob im eigenen Wohnhaus jemand wohnte, der oder die im Nationalsozialismus verfolgt wurde.

Im Kontext meiner Tätigkeit in der »Werkstatt der Erinnerung«, dem Oral-History-Archiv der Forschungsstelle für Zeitgeschichte, habe ich in den letzten Jahren erlebt, wie die Stolpersteine zunehmend zu einem wichtigen Erinnerungszeichen wurden. Die seit Anfang der 1990er Jahre gesammelten Interviews mit Frauen und Männern, die in der NS-Zeit als Juden verfolgt und vertrieben wurden, enthalten wertvolle Hinweise auf die Verfolgungsschicksale jener, die nicht überlebten und vor allem auf mögliche Angehörige, die befragt werden

4 O. A., »Stolpersteine«, Wikipedia.de, online unter <https://de.wikipedia.org/wiki/Stolpersteine> [zuletzt eingesehen 02.12.2015].

5 Vgl. dazu Joachim Käßner, Gut gemeint, *Süddeutsche Zeitung*, 7.8.2015.

können. So begleitete ich zahlreiche biografische Recherchen und stellte für viele Stifter der Stolpersteine den Kontakt zu Angehörigen her. Die meisten waren von einem ernsthaften Bedürfnis motiviert, so viel wie möglich über die Ermordeten herauszufinden: woher sie kamen, wo sie lebten, welchen Berufen sie nachgingen, was aus ihren Angehörigen geworden ist. Vielen von ihnen gelang es, eine erstaunliche Fülle von Einzelheiten über die Ermordeten zutage zu fördern, über die anfangs nur wenig bekannt war. Einige Begegnungen mit an Stolpersteinen Interessierten haben mich jedoch irritiert. Da war die Frau, die besitzergreifend von »ihren Opfern« sprach. Dazu gehört auch jene Frau, die empört mein Büro verließ, als ich mich weigerte, für sie zu recherchieren, ob in dem Haus, in dem sie heute lebt, verfolgte Juden gelebt haben. Meine detaillierten Hinweise darauf, wie und wo sie selbst Informationen darüber finden könne, wollte sie nicht annehmen. Stattdessen wollte sie bei mir die Recherche »bestellen«. Nicht delegierend, sondern selbst forschend haben sich unterdessen bundesweit Gruppen von historisch Interessierten zusammengetan, die ihre Rechercheergebnisse online oder in Broschüren der Öffentlichkeit zur Verfügung stellen. Hamburg, die Stadt, die bei Einweihungen von Stolpersteinen öfters dafür gerühmt wurde, die meisten Stolpersteine verlegt zu haben, hat eine Reihe von Broschüren für einzelne Stadtteile sowie eine Anwendung für Mobiltelefone mit Internetzugang entwickelt, die biografische Details über die ermordeten Hamburger Juden und andere Personen bereithalten, für die Stolpersteine verlegt wurden.⁶ Ähnliche Angebote gibt es mittlerweile für viele andere Städte.

Gelegentlich sind die Personen, die einen Stolperstein spenden, mit den Personen verwandt, derer gedacht werden soll. Ob ein Grund für das hohe Engagement für die Stolpersteine in Hamburg darin liegt, dass es dort seit dem 19. Jahrhundert die höchste Zahl an Mischehen gab, die heutigen Forschenden gewissermaßen ihre eigene Familiengeschichte untersuchen, ist eine Vermutung, die ich nicht bestätigen kann.⁷ Von Schülerinnen und Schülern bis zu Rentnerinnen und Rentnern, die Gruppe derjenigen, die die einer Stolpersteinverlegung vorausgehenden Recherchen übernehmen, ist äußerst vielfältig. Auch Migranten haben sich die Stolpersteine und die Lebensgeschichten, die sie transportieren, angeeignet und diese Form des Gedenkens für sich entdeckt. Dazu gehört eine Gruppe von Jugendlichen mit unterschiedlichem religiösem und ethnischem Hintergrund, die Stolpersteine für die in Berlin-Kreuzberg gebore-

6 Bis 2014 erschienen 15 stadtteilbezogene Bände. Siehe Landeszentrale für politische Bildung, Stolpersteine in Hamburg, in: Stolpersteine Hamburg, online unter: <http://www.stolpersteine-hamburg.de> [zuletzt eingesehen 02.12.2015].

7 Monika Richarz, *Stumbling Stones. Marks of Holocaust Memory on German Streets*, in: Lauren B. Strauss/Michael Brenner (Hrsg.), *Mediating Modernity. Challenges and Trends in the Jewish Encounter with the Modern World. Essays in Honor of Michael A. Meyer*, Detroit 2008, S. 325-338, hier S. 333. Sie verweist darin auch auf die »psychological dimension« (S. 336), die als Versuch der Selbsttherapie von Angehörigen der Tätergeneration zu verstehen sei.

nen Brüder Bernhard, Günther und Horst Lewin in Auftrag gegeben hat. Die ebenfalls in Kreuzberg lebenden jungen Leute hatten herausgefunden, dass die Geschwister als »jüdische Mischlinge« galten, gegen eine Reihe von antisemitischen Verordnungen verstoßen hatten und in Konzentrationslagern ermordet worden waren.⁸ Auch die »Stadtteilmütter«, eine städtische Initiative, bei der arbeitslose Frauen mit Migrationshintergrund eine Ausbildung zur Beratung ausländischer Familien erhalten, wurden aktiv. Im Kontext eines Projekts, in dem sie sich mit der Geschichte der Stadt, in der sie leben, aber auch mit ihrer eigenen Herkunfts-Geschichte beschäftigten, verlegten sie für ein jüdisches Ehepaar, das deportiert und ermordet wurde, Stolpersteine in einer der zentralen Straßen von Berlin-Neukölln, einem Bezirk mit einem hohen Anteil an Migranten.⁹ Darin zeigt sich das Engagement von Migranten für Stolpersteine, jenen also, denen die Mehrheitsgesellschaft, insbesondere wenn sie Muslime sind, fast stereotyp antisemitische Einstellungen unterstellt. Der Bezug zur Geschichte »vor der eigenen Haustür« und sicher auch eigene Erfahrungen von Verfolgung und Flucht, erleichtern ihnen offenkundig den Zugang.

In diesen Aktivitäten scheint über vierzig Jahre nach ihrer Entstehung in geradezu klassischer Weise der Bezug zur »Grabe, wo du stehst«-Bewegung der 1970er und 1980er Jahre auf, in der sich eine nachgeborene Generation der auf NS-Kontinuitäten basierenden »Belastungsgeschichte« der Bundesrepublik widmete.¹⁰ Diese »Geschichte von unten«, die anfangs energisch und überwiegend außerhalb der Universitäten betrieben wurde, erhielt in Kommunen oder Stadtteilen rasch große Aufmerksamkeit.¹¹ Es war die sich auf die NS-Zeit beziehende Alltagsgeschichte, die regionalen, nicht institutionell verankerten Historikerinnen und Historikern ermöglichte, sich eine lokale Deutungsmacht zu erarbeiten. Die Beschäftigung mit der Geschichte vor Ort war damals gleichermaßen eine Reaktion auf eine Krise innerhalb der Geschichtswissenschaft, wie auch eine persönliche Reaktion derjenigen, die sich zuvor politisch engagiert hatten. Enttäuscht von ihrem linksradikalen Aktivismus und der Arbeiterbewegung wandten sie sich der Vergangenheit zu in der Hoffnung, dort den Widerstand des Volkes gegen das NS-Regime zu entdecken.¹² Dieser Wunsch ging nicht in Erfüllung, und statt Widerstand deckten sie überwiegend Einverständnis und

8 Hans Coppi, Stolpersteine für die Brüder Lewin, Sizi »Stolperstein« dös enmesine davet ediyoruz, in: *Antifa, Magazin der VVN für antifaschistische Politik und Kultur* (November/Dezember 2011), S. 11.

9 Aktion Sühnezeichen / Friedensdienste (Hrsg.), *Unsere Geschichten – eure Geschichte? Neuköllner Stadtteilmütter und ihre Auseinandersetzung mit der Geschichte des Nationalsozialismus*, Berlin 2010.

10 Axel Schildt, *Fünf Möglichkeiten* (Anm. 3), S. 21-24.

11 Sven Lindqvist, *Grabe, wo du stehst*. Handbuch zur Erforschung der eigenen Geschichte, Bonn 1989; Hannes Heer/Volker Ullrich, *Geschichte entdecken. Erfahrungen und Projekte der neuen Geschichtsbewegung*, Reinbek 1985.

12 Detlef Siegfried, *Die Rückkehr des Subjekts. Gesellschaftlicher Wandel und neue Geschichtsbewegung um 1980*, in: Olaf Hartung/Katja Köhr (Hrsg.), *Geschichte und Geschichtsvermittlung*, Bielefeld 2008, S. 125-146.

Anpassung auf. Heute scheinen die innovativen Potenziale der Alltagsgeschichte fast ausgeschöpft zu sein, sie ist etabliert und zumindest von den Geschichtswerkstätten gehen nur wenige intellektuelle oder inhaltliche Anstöße aus. Anders verhält es sich mit der Stolperstein-Bewegung. Hier können auch Nicht-Historiker ihre historischen Erzählungen formulieren, die sich zwar in kleinen, lokal begrenzten und biografisch eng umrissenen Rahmen abspielen, mit denen sie aber gegenüber spezialisierten professionellen Forschern durchaus bestehen können. Der dezentrale, selbsttätige und entdeckende Impetus der Alltagsgeschichte hat sich darin erhalten und wird von Bürgermeistern, Stadträten und Abgeordneten und sonstiger Lokalprominenz bei Einweihungen dankbar aufgegriffen und als Allheilmittel gegen Geschichtsvergessenheit bezeichnet.

Wer gräbt und wonach?

Das Engagement für die Stolpersteine hat dazu geführt, dass Biografien von Verfolgten, die zuvor unbekannt waren, erzählt werden können und damit individuelle Verfolgungsschicksale sichtbar werden, die zuvor hinter Zahlen verborgen blieben. Dieser veränderte Fokus im Umgang mit den Verbrechen des Nationalsozialismus hin zur Hervorhebung des Individuums, nicht nur hinsichtlich der Opfer, sondern auch, aber in begrenzterem Ausmaß, den Tätern gegenüber, kennzeichnet verstärkt die Erinnerungskultur der ersten Jahre des 21. Jahrhunderts bis in die Gegenwart. Ein ganzes Bündel von Faktoren hat dazu beigetragen: der wachsende Abstand zu den Geschehnissen und ein sich verringernes Erfahrungswissen; der Generationswechsel und damit verbunden veränderte Einstellungen und Gerechtigkeitsvorstellungen. Unterdessen werden tatsächlich kaum noch erlebte Ereignisse aus der NS-Zeit tradiert, sondern zunehmend Erzählungen. Aus dem kommunikativen Gedächtnis ist diese Zeit ins kulturelle übergegangen, ebenso wie diese Periode in Kürze nicht mehr zur Zeitgeschichte als der Epoche der Mitlebenden gehören wird.

Seit den 1980er Jahren, beginnend mit der Ausstrahlung der Mini-Fernsehserie »Holocaust«, gilt die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden als Inbegriff der nationalsozialistischen Herrschaft.¹³ In der Nachkriegszeit wurde der Verfolgung von Juden und anderen Minderheiten für lange Jahre nur eine sehr geringe historische oder öffentliche Aufmerksamkeit zuteil. Heute, insbesondere bei offiziellen Veranstaltungen des öffentlichen Gedenkens an einschlägigen Jahrestagen, kann der Eindruck entstehen, dass der systematische Massenmord an Juden sowie Sinti und Roma zum quasi zeitlosen Schicksal geworden ist, auf den mit persönlicher Betroffenheit, Abscheu oder Entsetzen reagiert wer-

13 Gerhard Paul, Holocaust. Vom Beschweigen zur Medialisierung. Über Veränderungen im Umgang mit Holocaust und Nationalsozialismus in der Mediengesellschaft, in: Gerhard Paul/Bernhard Schoßig (Hrsg.), Öffentliche Erinnerung und Medialisierung des Nationalsozialismus. Eine Bilanz der letzten dreißig Jahre, Göttingen 2010, S. 15-38.

den muss. Gegen diese Gefühle ist per se nichts einzuwenden. Problematisch wird es, wenn sie dazu führen, dass der historische Bezugspunkt verstellt wird und als Konsequenz daraus Geschichte enthistorisiert wird. Denn wenn die Betroffenheit im Vordergrund steht, gerät dahinter häufig die Funktionsweise des NS-Systems aus dem Blick. Um aber zu verstehen, wie es zum Judenmord kommen konnte, um zu erklären, wie die Deutschen das NS-System über sich ergehen ließen, akzeptierten, stützten, bejubelten, davor flohen oder dagegen Widerstand leisteten, muss die notwendige persönliche Betroffenheit gegenüber grausamen Verbrechen ergänzt werden durch wissenschaftliche Erkenntnisse, durch die Auseinandersetzung mit historischen Fakten. Der heutige öffentliche Konsens, nachdem der Holocaust ein verabscheuungswürdiges Verbrechen gewesen ist, lässt die Tatsache, dass die große Mehrheit der Deutschen nichts gegen die NS-Diktatur einzuwenden hatte, langsam in Vergessenheit geraten. Dieser Aspekt wird von den an individuelle Opfer des NS-Verfolgung erinnernden Stolpersteinen tendenziell verstärkt. Daher hat die Eigendynamik, die das Projekt inzwischen angenommen hat und ihre Ankunft im »Gedenkmainstream« auch Kritik hervorgerufen, sei es doch so einfach, sich mit den Opfern zu identifizieren, ohne sich mit den Gründen und Personen auseinanderzusetzen, die dazu führten, dass es die vielen Opfer gab. Schlimmstenfalls kann sich jeder aus vorbereiteten Listen ein Opfer aussuchen, für das anschließend ein Stein verlegt wird.¹⁴ Als Ulrike Schrader, die Leiterin der Alten Synagoge Wuppertal, die Patenschaft für einen Stolperstein öffentlich als »Gewissensbereinigung in Form einer Ablasszahlung« bezeichnete, hagelte es Widerspruch.¹⁵ Sie gab darüber hinaus zu bedenken, dass überlebende Angehörige von Opfern, für die ein Stolperstein verlegt wurde, es als gravierenden Übergriff empfänden, wenn sie von dieser Verlegung erst nachträglich erführen.

Dass dies ganz anders wahrgenommen werden kann, zeigt die Reaktion von Jackie Kohnstamm, Enkelin von Holocaust-Opfern, auf Stolpersteine, die ohne ihr Wissen für ihre ermordeten Familienmitglieder verlegt wurden. Ihre Eltern waren, wie sie anschaulich schildert, kaum in der Lage, mit ihr über das Schicksal ihrer Großeltern zu sprechen. Dennoch vermachten sie ihr alle Erinnerungsgegenstände, Dokumente und Fotos, die die Eltern lange Zeit mehr oder weniger unbeachtet in einem Schuhkarton im Wohnzimmerregal aufbewahrt hatten. Eines Tages googelte sie die Namen ihrer Großeltern und landete auf der Internetseite der Berliner Stolpersteine. Wie sich herausstellte, hatte die Initiative vor vier Tagen Stolpersteine für die Großeltern verlegen lassen. Jackie Kohnstamm war zutiefst berührt von dieser Geste und der Tatsache, dass sich Menschen um das Andenken ihnen völlig fremder Menschen kümmerten. Später reiste sie nach

14 Ulrike Schrader, Die »Stolpersteine« oder Von der Leichtigkeit des Gedenkens. Einige kritische Anmerkungen, in: *Geschichte im Westen* 21 (2006), S. 173-181, hier S. 179.

15 Zitiert nach Stolpersteine – Kunst oder Pflicht? Bericht über die Veranstaltung o. A., »Stolpersteine – zwischen Gedenken und Bedenken«, Berlin, 29.09.2010, in: Amadeu-Antonio-Stiftung, online unter: <https://www.amadeu-antonio-stiftung.de/aktuelles/2010/gedenken-und-bedenken/> [zuletzt eingesehen 02.12.2015].

Berlin und lernte die Paten der Steine und die Organisatoren der Initiative kennen. Eindrücklich beschreibt sie ihre Gedanken, die ihr bei diesen Begegnungen durch den Kopf gingen:

»People were keen to look at my grandmother's locket, its first time in Berlin for 67 years. Adults expressed surprise that so much had survived the turbulent years of flight and war, and gratitude at being allowed a personal glimpse into the impact of persecution. I was not the only one to have grown up during decades of silence – so had they. How much of the horrors had our parents and grandparents known about at the time? That had been a no-go-area for all of us. We each had a piece missing from our jigsaw of the past, and I realised in that schoolroom that I represented their missing piece. It was a disconcerting moment.«¹⁶

Im besten Fall führt die Beschäftigung mit dem Schicksal eines Opfers dazu, dass sich die beteiligten direkten oder indirekten Nachkommen persönlich kennenlernen und austauschen.¹⁷ Für Jackie Kohnstamm war das eine befriedigende positive Erfahrung. Bei Leo Arbel führte die Entdeckung des Stolpersteins in Erinnerung an seine Mutter zu Irritationen. Ihm war unwohl bei dem Gedanken, dass jemand, von dem er nichts weiß, sich verantwortlich fühlt, an das Schicksal seiner Mutter zu erinnern. Sein ambivalentes Verhältnis zum Umgang mit der Erinnerung an den Nationalsozialismus in Deutschland hat dies eher verstärkt.

Gedenken als Statusgewinn und als Zumutung

Gelegentlich scheinen Stolperstein-Forschern das eigene erinnerungskulturelle Handeln und der damit erreichte Statusgewinn, auf der richtigen memorialpolitischen Seite zu stehen, über alles zu gehen. Daran wurde ich erinnert, als mich eine Initiative, die in Elmshorn, einem Vorort von Hamburg, Stolpersteine für Sinti und Roma verlegen wollte, um Informationen über eine Familie bat, die im April 1944 aus Hamburg nach Auschwitz deportiert worden war. Als ich einwandte, dass sich Organisationen der Sinti und Roma explizit gegen die Verlegung von Stolpersteinen für diese Opfergruppe ausgesprochen haben, stellte sich heraus, dass die Initiative davon wusste, es ihr aber gleichgültig war. Die Tatsache, sich moralisch im Recht zu fühlen, an ein Unrecht zu erinnern, scheint wesentlich wichtiger zu sein, als sich mit heute lebenden Sinti zu beschäftigen und sich mit ihnen auseinanderzusetzen. Man könnte sarkastisch anfügen: Die Opfer können sich nicht mehr gegen ihre Vereinnahmung durch

16 Jackie Kohnstamm, A heavy, lonely legacy, in: *AJR (Association of Jewish Refugees) Journal* (April 2007), online unter <http://www.ajr.org.uk/journal/issue.Apr07/article.796> [zuletzt eingesehen 02.12.2015].

17 Vgl. dazu Gesche Cordes, Stolpersteine und Angehörige in Hamburg, Hamburg 2011.

Erinnerungsaktivisten wehren. Ausgerechnet an einem historisch etwas kontaminierten Datum, dem 20. April 2010, wurde für den in Auschwitz ermordeten Benno Winterstein ein Stolperstein verlegt.¹⁸ Etwas mehr als ein Jahr zuvor hatte Rudko Kawczynski, Gründungsmitglied der Hamburger Rom und Cinti Union, voller Bitterkeit öffentlich auf die Ignoranz im Gedenkmilieu hingewiesen:

»Das gut gemeinte Projekt ›Stolpersteine‹ setzte [...] Gedenksteine mit den Namen von Sinti-Opfern in Hamburger Gehsteige, obwohl mehrfach darauf hingewiesen wurde, dass die Angehörigen es als Beleidigung ihrer Getöteten empfinden, wenn Passanten die Namen ihrer Väter und Mütter mit Füßen treten und Hunde ihre Notdurft auf dem Gedenken ihrer Menschen verrichten ... Keiner der Überlebenden wurde dazu gehört. Es sollte den Opfern ›gedacht‹ werden, koste es was es wolle, – Punkt Basta.«¹⁹

Mangelndes historisches Wissen über die Sinti als Verfolgtengruppe und die Kontinuitäten ihrer Ausgrenzung führt zu bevormundendem, gut gemeintem Gedenken. Und nicht immer wird der in Zeiten von internetbasierten Netzwerken stetig einfacher herzustellende Kontakt zu Nachkommen von Opfern oder ihren Verbänden gesucht. Dass sich nicht alle so verhalten, wie die Elmshorner Initiative, zeigte sich ebenfalls in Hamburg. Die lokale Hamburger Gruppe reagierte umgehend auf die Rede von Kawczynski, entfernte die bereits für Sinti verlegten Stolpersteine aus den Straßen und gab sie an die Paten zurück, die sie gespendet hatten.²⁰ Das heißt jedoch nicht, dass in Hamburg keine Stolpersteine für Sinti mehr verlegt werden. Dazu ist diese Bewegung zu heterogen. Vor einem von linksradikalen Initiativen besetzten Gebäude in Hamburg, der Roten Flora, die bis nach dem Zweiten Weltkrieg als Varieté- und Tanztheater diente, in dem später auch Boxkämpfe stattfanden und Wahlkampfreden gehalten wurden, wurde 2009 in enger Absprache mit Familienangehörigen ein Stolperstein für Johann Trollmann verlegt.²¹ Er trägt die unkonventionelle Inschrift »Hier boxte Johann Trollmann« und erinnert an jenen deutschen Sinto und Boxer, der 1933

18 O. A., »20.04.2010 Stolpersteine Elmshorn«, in: Antifaschistische Initiative Elmshorn, 15.04.2010, online unter <http://antifaelmshorn.blogspot.de/2010/04/15/20-04-2010-stolpersteine-elmshorn/> [zuletzt eingesehen 02.12.2015].

19 Rudko Kawczynski zur Eröffnung der Ausstellung »In den Tod geschickt. Die Deportationen von Juden, Roma und Sinti aus Hamburg 1940 bis 1945«, Kunsthaus Hamburg, 16.02.2009, online unter: <http://hannoverscher-bahnhof.hamburg.de/eroeffnungsveranstaltung/> [zuletzt eingesehen 02.12.2015]. Siehe dazu auch die Stellungnahme des Dokumentations- und Kulturvereins Deutscher Sinti und Roma, »Stellungnahme zur Verlegung von ›Stolpersteinen‹ für Opfer des Nationalsozialismus (Januar 2011)«, in: Dokumentations- und Kulturzentrum Deutscher Sinti und Roma, Online unter http://www.sintiundroma.de/uploads/media/stellungnahme_stolpersteine.pdf [zuletzt eingesehen 02.12.2015].

20 E-Mail am 17.02.2009 von J.-H. Möller an Linde Apel.

21 Ich danke Sonja Dürr für die Zusendung ihres Redetextes.

Weltmeister im Halbschwergewicht wurde und die Einweisung in ein Konzentrationslager nicht überlebte.²²

Bei der ungewöhnlich gut besuchten Einweihung des Stolpersteins in Anwesenheit von Mitgliedern der Familie Trollmann konnte man den Eindruck gewinnen, als ginge es den Initiatoren, einem Hamburger Boxclub, mindestens gleichermaßen darum, die eigenen Ansprüche an eine Erinnerungsarbeit zu erläutern und an das Leben und den Tod von Johann Trollmann zu erinnern. Denn seine Biografie kam in der Rede bis auf wenige Eckpunkte kaum vor. Allerdings war das gesamte Zentrum mit Plakaten beklebt, die ausführliche Hinweise auf sein Leben enthielten. Im Inneren des Gebäudes war mit sparsamen Mitteln ein Boxing inszeniert worden, in dem ein Foto von ihm hing und am Abend fand in einer nahe gelegenen Buchhandlung eine Lesung über sein Leben statt. Für Trollmann, dessen Verfolgungsgeschichte heute wieder sehr präsent ist, wurden nicht nur in Hamburg, sondern auch in Berlin und Hannover Steine verlegt.²³ Weniger bekannt ist, dass es noch vor der ersten Verlegung von Stolpersteinen für deportierte Sinti und Roma bereits Einwände gegen ihre Form gab. Einsprüche von Sinti, die Nachteile durch die namentliche Nennung befürchteten, führten dazu, dass die ältesten Stolpersteine in anonymer Form auf die Opfer der Deportation von 1940 verweisen.²⁴

Benennen und verschweigen

Gegenwärtig erhält man mehr Aufmerksamkeit, wenn man die Stolpersteine öffentlich kritisiert oder gar ihre Verlegung ablehnt, als wenn man sie befürwortet. Zumindest in Hamburg schlugen die Wogen kurzfristig hoch, als in der Presse eine Debatte um die Verwendung von NS-Begrifflichkeiten auf den Stolpersteinen entfacht wurde. Auch dies ist ein Beispiel für die Notwendigkeit der Absprache mit Angehörigen, zugleich aber auch ein Zeichen für die wachsende Bekanntheit dieser Gedenkzeichen. Eine Frau hatte einen Stolperstein entdeckt, der ihrer Großmutter gewidmet war. Schockiert stellte sie fest, dass darauf der

22 Roger Repplinger, *Leg dich, Zigeuner. Die Geschichte von Johann Trollmann und Tull Harder*, München 2008. Vgl. dazu auch Kathrin Herold und Yvonne Robel, *Zwischen Boxing und Stolperstein. Johann Trollmann in der gegenwärtigen Erinnerung*, in: Herbert Diercks (Hrsg.), *Die Verfolgung der Sinti und Roma im Nationalsozialismus (Beiträge zur Geschichte der nationalsozialistischen Verfolgung in Norddeutschland 14)*, Bremen 2012, S. 144-155.

23 Dies beruht auf dem fortgesetzten Engagement seines Großneffen Manuel Trollmann, weitere Informationen unter Manuel Trollmann, Johann Rukeli Trollmann *Offizielle Homepage*, online unter <http://www.johann-trollmann.de> [zuletzt eingesehen 02.12.2015].

24 Zur künstlerischen und inhaltlichen Vorgeschichte von Gunter Demnigs Auseinandersetzung mit der NS-Verfolgung vgl. Rom e. V. (Hrsg.), *Stolpersteine. Ein Strich durchs Vergessen*, Köln 1996. Fotos der anonymen Stolpersteine sind zu sehen unter NS-Dokumentationszentrum der Stadt Köln, online unter <http://www.museenkoeln.de/ns-dokumentationszentrum/pages/314.aspx> [zuletzt eingesehen 02.12.2015].

Ausdruck ›Gewohnheitsverbrecherin‹ zu lesen war.²⁵ Wohl zu Recht befürchtete sie, dass niemand sich die Mühe machen würde, sich über das Leben der in Auschwitz Ermordeten zu informieren. Zwar wurde die Beschriftung des Steins schnell geändert, dennoch zog die Kritik daran, vielleicht aber auch Gunter Demnigs abwehrende Reaktion, weitere Berichte nach sich, in denen u. a. erneut der unerfreuliche Vorwurf erhoben wurde, der Künstler würde an den Stolpersteinen vor allem gut verdienen.

Die Begrenztheit der aufklärenden öffentlichen Wirkung der Stolpersteine und die Sprengkraft für ahnungslose Angehörige werden daran gleichermaßen sichtbar. So nachvollziehbar die Kritik der Angehörigen ist, so sinnvoll ist es, auch an Personen zu erinnern, die – wie am Beispiel der Hamburgerin Erna Müller sorgfältig recherchiert, für die ebenfalls die Aufschrift ›Gewohnheitsverbrecherin‹ auf einem Stolperstein zu lesen war – aus kleinkriminellem Milieu stammten.²⁶ Auch sie, die Gelegenheitsprostituierte und Diebin, wurde ein Opfer der nationalsozialistischen Verfolgung, auch an sie und an das Unrecht, das ihr angetan wurde, ist es wert, zu erinnern. Was sich aber in der Öffentlichkeit darüber vermittelt, ist mit Recht fraglich. Als ich eines Tages durch die Straße lief, um mir den Gedenkstein für Erna Müller anzusehen, entdeckte ich darüber im Fenster des Hauses eine informative Biografie, die Aufschluss über ihren Verfolgungsweg gab. Auf dem Rückweg kam ich nicht umhin, die vielen Prostituierten zu bemerken, die in der Straße auf Kundschaft warteten. Gut zu wissen, dass sie heute nicht mehr in Auschwitz landen, vielleicht aber abgeschoben werden, wer weiß.

An dieser Stelle schließt sich die Frage an, woran wir eigentlich erinnern, wenn wir einen Stolperstein verlegen. Geht es tatsächlich um die Lebensgeschichte, oder werden die Menschen nicht doch darauf reduziert, Opfer gewesen, ermordet worden zu sein? Bestenfalls diejenigen, die tatsächlich die Biografien der Ermordeten recherchieren, nähern sich der Person ein wenig an, erfahren etwas über Ausgrenzungs- und Verfolgungsmechanismen der NS-Gesellschaft, vielleicht auch etwas darüber, wer von Deportation und Tod profitierte. Was wird bei der Einweihung eines Steins über die Menschen erzählt, an die er erinnern soll? Denn an die nichtjüdischen Nachbarinnen und Nachbarn, die damals zuschauten, als die jüdischen Bewohner abgeholt wurden oder zu den Sammelstellen gehen mussten, erinnern die Stolpersteine eben nicht. Man erfährt begreiflicherweise auch nicht, was sie davon gehalten haben, ob sie zustimmten, es gleichmütig hinnahmen oder es ablehnten. Die Stolpersteine verweisen ebenso wenig auf diejenigen, die nach der Deportation die Versteigerungen besuchten, die in den verlassenen Wohnungen stattfanden, um das eine oder andere günstige Schnäppchen zu machen.²⁷ Als ich in einem Sommerurlaub Gelegenheit

25 Petra Schellen, Über Sprache stolpern, *Die Tageszeitung*, 20.10.2014.

26 Vgl. die biografischen Angaben zu Erna Müller von Benedikt Behrens in ders., *Stolpersteine in Hamburg-St. Georg*, Hamburg 2009, S. 140–142.

27 Linde Apel, »Hier war doch alles nicht so schlimm.« Die Hamburger Deportationen aus Sicht der Opfer, Täter und »by-stander«, in: Christa Fladhammer/Maike Grün-

hatte, an einer Verlegung in einem Ostseebad teilzunehmen, wurde in interessanten Reden ausführlich auf die Biografien von zwei Frauen eingegangen, die nicht nur in Potsdam, sondern auch in Ahrenshoop über 20 Jahre lang gemeinsam in einem Haus wohnten. Edla Charlotte Rosenthal war Künstlerin und ist in Treblinka ermordet worden, Elza Kohlmann soll Bakteriologin gewesen sein. Sie verstarb 1943 im Jüdischen Krankenhaus. Nicht erwähnt wurde die offenkundige Tatsache, dass es sich um ein lesbisches Paar handelte. Hervorgehoben wurde dagegen, dass es sich um Jüdinnen handelte. Welche Bedeutung diese Zuschreibungen für das Selbstverständnis der beiden hatten, wissen wir nicht.

Dass jedes Erinnern ein Vergessen bedingt, darüber hat sich vor nicht allzu langer Zeit ein Historiker und Journalist Gedanken gemacht, der in einer der angesehensten Straßen seiner statusbewussten Heimatstadt Hamburg wohnt, der Isestraße.²⁸ Dort hatte übrigens auch die Familie von Leo Arbel gelebt. Hans Michael Kloth waren die vielen Stolpersteine aufgefallen, die dort vor den Eingängen zu den herrschaftlichen Altbauten in den Gehweg eingelassen worden waren. Er fühlte sich wohl, in einer Gegend zu wohnen, in der man hin und wieder Anwohner die stumpf gewordenen Messingplättchen mit den Namen der Opfer polieren sieht. Sein vorsichtiger Stolz auf die deutsche Erinnerungskultur, die er »differenziert, lernfähig und lebendig« nannte, geriet ins Wanken, als er herausfand, dass einer der Haupttäter im Holocaust, Robert Mulka, auch in der Isestraße gewohnt hat. Mulka war als Adjutant des KZ-Kommandanten von Auschwitz, Rudolf Höss, und über den Massenmord in Auschwitz-Birkenau an den ankommenden Juden aus ganz Europa informiert und verantwortlich beteiligt.²⁹ Der Autor war überaus konsterniert, als sich herausstellte, dass viele derjenigen, die sich in der Geschichte der Hamburger Isestraße gut auskannten, über diesen Anwohner nichts wussten, obwohl er im Auschwitz-Prozess zu trauriger Berühmtheit gelangt war. Kritisch reflektierte Kloth eine Erinnerungskultur, mit der man sich so gründlich von der Auseinandersetzung mit den Tätern ablenken lassen könne. Sei es doch viel einfacher »mit den armen Ermordeten zu fühlen«, als sich von den Tätern und ihrem Leben nach Kriegsende beunruhigen zu lassen.

Gewiss wäre es kaum möglich, für einen Täter wie ihn ein Erinnerungszeichen zu installieren, dass, selbst wenn es dies gäbe, viele vermutlich tatsächlich zum Straucheln bringen und stärkere Gefühle auslösen würde, als es die Stolpersteine tun. Ein Stolperstein für Mulka, in welcher Form auch immer, wäre eine

waldt (Hrsg.), *Stolpersteine in der Hamburger Isestraße. Eine biografische Spurensuche*, Hamburg 2010, S. 251-258.

28 Hans Michael Kloth, »Mein Nachbar, der KZ-Kommandant«, in: *Spiegel online*, 21.08.2008, online unter <http://www.spiegel.de/einestages/stadtgeschichte-a-949057.html> [zuletzt eingesehen 02.12.2015].

29 Zu Lebenslauf und Täterschaft von Robert Mulka siehe das Urteil des Landgerichts Frankfurt a. M. im Auschwitz-Prozess vom 19./20. August 1965, dokumentiert in: Raphael Gross/Werner Renz (Hrsg.), *Der Frankfurter Auschwitz-Prozess (1963-1965). Kommentierte Quellenedition*, Frankfurt/New York 2013, Bd. 2, S. 650-692.

schmerzliche Provokation, der vor allem die Nachkommen der Täter und der by-stander damit konfrontiert, dass es für die öffentliche Erinnerung an einen Massenmörder, der 1969 in Ruhe in seiner Heimatstadt verstarb, keine Form gibt.³⁰

Die gesamtgesellschaftlich anerkannte und im Ausland positiv hervorgehobene deutsche Verpflichtung zur Erinnerung an die NS-Verbrechen bezieht sich seit etwa zwei Jahrzehnten weit überwiegend auf ihre Opfer. Der gegenwärtige Umgang unter nichtjüdischen, wohl größtenteils zu den Nachkommen der Täter- oder by-stander-Generation gehörenden Deutschen mit den (jüdischen) Opfern der nationalsozialistischen Verfolgung, wurde von Ulrike Jureit pointiert als Opferidentifikation bezeichnet, die mit dem Bedürfnis nach Versöhnung und einer »illusorischen Erlösungserwartung« von Schuld zusammenhängt.³¹ Diese Zuspitzung, zumal der Vorwurf, die politische Generation der 68er schreibe die derzeitige Form des Gedenkens vor, hat viel Kritik, aber auch Zustimmung hervorgerufen.³² Durch ihre verschiedenen Facetten des Aufdeckens von Verschwiegenem, ihrer hohen Moral und der Skandalisierung und Durchsetzung über institutionelle Hindernisse hinweg, können die Stolpersteine gewissermaßen als Inbegriff einer generationell geprägten Erinnerungsaktivität unter der Chiffre 1968 gelten. Dies ist allerdings eine Aktivität, die von Jung und Alt in Ost und West zahlreich angenommen wird. Es ist eine offene Frage, ob diese erinnerungspolitische Norm mit ihrer zur Schau gestellten Moral auch zukünftig attraktiv sein wird, ob dieser Umgang mit der Belastungsgeschichte weiterhin eine Erfolgsgeschichte sein kann.

»Stolpersteine putzen – Erinnerung wachhalten«

Es gibt gute Gründe, mit den biografischen Recherchen für NS-Verfolgte im Rahmen von Stolpersteinen fortzufahren. Eine Begründung hat Jackie Kohnstamm formuliert, bei der die respektvolle Beschäftigung mit ihren ermordeten Verwandten durch ihr Unbekannte großen Eindruck hinterlassen hat. An einen weiteren Grund wurde ich erinnert, als ich an einem geschäftigen Freitagvor-

30 Klaus Neumann plädiert seit Langem dafür, die Erinnerungen an NS-Täter auch im Stadtbild sichtbar zu machen. Vgl. ders., Täter, Opfer, Mitläufer. Überlegungen zur Erinnerungskultur in Deutschland, in: *Celler Hefte* 3-4 (2006), S. 76-82.

31 Ulrike Jureit, Opferidentifikation und Erlösungshoffnung. Beobachtungen im erinnerungspolitischen Rampenlicht, in: dies./Christian Schneider, *Gefühlte Opfer. Illusionen der Vergangenheitsbewältigung*, Stuttgart 2010, S. 17-103, Zitat in: Aleida Assmann, *Das neue Unbehagen an der Erinnerungskultur. Eine Intervention*, München 2013, S. 61.

32 Vgl. dazu Margit Frölich/Ulrike Jureit/Christian Schneider (Hrsg.), *Das Unbehagen an der Erinnerung. Wandlungsprozesse im Gedenken an den Holocaust*, Frankfurt a. M. 2012; Assmann, *Das neue Unbehagen* (Anm. 31); Herbert Dierks (Hrsg.), *Gedenkstätten und Geschichtspolitik* (Beiträge zur Geschichte der nationalsozialistischen Verfolgung in Norddeutschland 16), Bremen 2015.

mittag mit Leo und Lea Arbel im vornehmen Hamburger Stadtteil Eppendorf einen Spaziergang auf den Spuren seiner Familie machte. Wir kamen kaum voran. Nicht nur waren vor fast jedem Gebäude Stolpersteine in den Gehweg eingelassen worden, es lagen dort meistens mehrere. Leo konnte es kaum fassen. Immer wieder blieb er stehen, um die teils nicht mehr sonderlich gut lesbare Inschrift zu entziffern. Da in dem großbürgerlichen Viertel die Gehwege ungewöhnlich breit sind, stellte unsere kleine Gruppe kein Hindernis dar. Außerdem sind Passanten, die stehen bleiben, um Stolpersteine zu betrachten, in Hamburg seit einiger Zeit ein fast alltäglicher Anblick. Eine ältere, wohlhabend aussehende Dame aber, auffallend korrekt gekleidet in Kostüm und Strohhut, wollte uns nicht einmal mit einem halben Schritt ausweichen, sondern rempelte mich im Vorbeigehen unerwartet kräftig an und ließ dabei ein missbilligendes ts-ts-tö hören. Leo und Lea waren glücklicherweise in die Aufschriften der Stolpersteine vertieft und bemerkten nichts. Daher verkniff ich es mir, der Dame hinterherzulaufen und sie zur Rede zu stellen. Denn ich war einigermaßen konsterniert. In Hamburg wird man nämlich nicht angerempelt. Hier hält man Distanz und viel auf gute Manieren, in Eppendorf zumal. Die Dame wusste genau, warum wir dort standen. Zum Glück hat sie nicht den emotional etwas angeschlagenen Leo oder seine Frau belästigt, sondern mich.

Angenommen, die Steine liegen jahrelang im Pflaster, was vermitteln sie tatsächlich den Passanten? Doch letztlich nur die Information, dass an diesem Ort einmal jemand lebte, der ermordet oder verfolgt wurde. Vielleicht verweisen sie lediglich darauf, dass sich jemand die Mühe gemacht hat, an etwas oder jemanden zu erinnern, wer oder was genau bleibt schemenhaft, an ein Unrecht in jedem Fall. Das viel beschworene Innehalten und respektvolle Neigen des Kopfes erlaubt keine Rückschlüsse darauf, was in den Köpfen tatsächlich vorgeht.³³ Wie bei jedem Denkmal stellt sich daher die Frage nach ihrer Perspektive. Denn nach ihrer Einweihung verschwinden sie meist schnell wieder aus dem öffentlichen und individuellen Bewusstsein. Für die kleinen Stolpersteine gilt dies in besonderer Weise. Daher hat sich in etlichen Städten durchgesetzt, dass Prominente oder Stadtverwaltungen öffentlich zur Säuberung der Steine aufrufen, bisweilen mit genauen Anweisungen zu Reinigungsmitteln und der Sorte von zu verwendenden Schwämmen.³⁴ Häufig sind es Anwohner, politische Organisationen und religiös gebundene Gruppen, die eine bessere Sichtbarkeit ermöglichen. In der Regel ist dies mit großer öffentlicher Aufmerksamkeit verbunden. Eine multi-religiöse Zeremonie wie sie jüngst im Zentrum von Berlin stattfand, scheint eine neue Form des Gedenkens darzustellen. Ausgehend von einem Zusammenschluss

33 Manche denken dabei an »eine soziokulturelle Schicht, die sich vom Projekt Stolpersteine angesprochen fühlt und aktivieren lässt«. So Kay Dohnke in seinem Vortrag »Moralisches Statement mit Sidolin« auf der Landesgedenkstättentagung am 18.02.2011, unveröff. Manuskript, S. 14. Ich danke Kay Dohnke für den Text.

34 O. A., »Stolpersteine putzen – Erinnerung wachhalten«, in: SPD Charlottenburg Wilmersdorf, 20.09.2010, online unter <http://www.spd-charlottenburg-wilmersdorf.de/index.php?nr=4388&menu=1> [zuletzt eingesehen 02.12.2015].

von jungen, gläubigen Muslimen, Juden, Christen und Bahai fand am israelischen Gedenktag für die Opfer der Shoah die Veranstaltung »Stolpere nich' – erinner' dich« statt.³⁵ Mitglieder beider Organisationen und Vertreter verschiedener Religionen reinigten die Steine, informierten über die Opfer und beteten gemeinsam in der Öffentlichkeit. Die Veranstaltung erhielt großen öffentlichen Zuspruch.³⁶

Die vielen Anleitungen zum Putzen der Steine im Internet, in Verbindung mit »vorher-nachher«-Fotos, auf denen die gleichermaßen stolz und eifrig wirkenden Erinnerer zu sehen sind, muten merkwürdig an. Offenkundig hat sich ein neues, unerwartet bodenständiges Gedenkritual etabliert. Worum handelt es sich dabei? Um den guten alten Sündenstolz? Um ein Beispiel, wie Verbrechen zur Sinnstiftung dienen? Um ein politisch und moralisch korrektes Andocken an ein in der öffentlichen Meinung positiv erachtetes Gedenken? Äußert sich hier eine neue bürgerliche Pflicht, mit der ganz unterschiedliche politische Aktivisten, Interessensgruppen oder Privatpersonen eine praktische Reaktion auf die Durchsetzung des Holocaust als Negativreferenz und ihre Form der Kultivierung von Erinnerung öffentlich machen? Gegen die bloße Tatsache, die Stolpersteine zu putzen, ist nichts einzuwenden. Schließlich werden sie dadurch wieder glänzend und sind damit tatsächlich besser sichtbar. Gedenken ohne eine mediale Repräsentation ist heute kaum vorstellbar. Und so bewirkt die Berichterstattung neben dem unangemessenen Aspekt des Selbstlobes auch, dass sich immer mehr Personen und Gruppen in der Zeitung oder im Internet sehen wollen. Das Säubern und Polieren regt offenbar zur Nachahmung an. Die Germanistin Ruth Klüger, die als Kind die Deportation aus Wien überlebt hat, hat pointiert angemerkt, dass Erinnern und Gedenken auch »der Selbstbespiegelung [diene], dem eigenen Vergnügen, die Sensibilität auszukosten«.³⁷ Öffentliches Gedenken scheint etwas subjektiv Entlastendes mit sich zu bringen und dies erklärt zweifellos die Anziehungskraft der Stolpersteine. Widerstrebende Gefühle lösen sie dennoch bei mir aus, ist doch das Ausmaß der nationalsozialistischen Verbrechen nicht auf wenige Zentimeter große Metallplättchen reduzierbar. Aber sie erleichtern den Umgang mit der emotionalen Bürde schwer zu erfassender Verbrechen. Die Stolpersteine entlasten, weil sie eine komplexe Verfolgungssituation auf schlichte Zusammenhänge reduzieren. Diese vielschichtigen Zusammenhänge vordergründig handhabbar zu machen, ist ein Teil der Erfolgsgeschichte der unscheinbaren Erinnerungszeichen.

Vor nicht allzu langer Zeit habe ich selbst auf einem Gehweg gehockt und mit Schwamm und Scheuermitteln einen stumpf gewordenen Stolperstein wieder zum Glänzen gebracht, der seit vielen Jahren darüber Auskunft gibt, dass

35 JUGA / Kevin Jessa, »Steckbrief der Aktion ›Stolpersteine‹«, in: JUGA, online unter <http://juga-projekt.de/das-juga-projekt/stolpersteine/> [zuletzt eingesehen 02.12.2015].

36 Saubere Steine. Junge Gläubige verschiedener Religionen gedenken der Opfer des Holocaust, in: *Jüdische Allgemeine*, 20.12.2012, online unter: www.juedische-allgemeine.de/article/view/id/12811 [zuletzt eingesehen 02.12.2015].

37 Ruth Klüger, *Von hoher und niedriger Literatur*, Göttingen 1996, S. 32 f.

Hasja Arolowitsch, Leo Arbels Mutter, im Dezember 1941 nach Riga deportiert und wenig später ermordet wurde. Es hat nicht lange gedauert. Leo hat sich sehr darüber gefreut.